Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 16 (1932)
Heft: 3-4

Artikel: Zu Goethes hundertstem Todestag
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419696

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Küsnacht (Zürich),
März und Ostermonat 1932

Mitteilungen
des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Sechzehnter Jahrgang.
Nr. 3/4.

Beilage: „Muttersprache", Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Flück & Cie., Bern.

9 Schweizerische Landesbibliothek, Bern

An unsere Mitglieder.

Herzlichen Dank für die eingesandten Beiträge! Die freiwilligen sind zwar hinter den letztjährigen wesentlich zurückgeblieben, und auch an Pflichtbeiträgen sind bis jetzt trotz höherer Mitgliederzahl weniger eingegangen als letztes Jahr um diese Zeit. Wir betrachten das nicht als Ausdruck der Unzufriedenheit mit unsern Leistungen oder unserer Geldgebarung, sondern als die Folge der Not unserer Zeit. Um so nötiger ist es, daß, wer es kann, wenigstens seinen Pflichtbeitrag möglichst bald einsendet, und daß jene, die es sich einigermaßen leisten können, etwas zulegen, wäre es auch nur ein Franken oder zwei. Wer seinen Pflichtbeitrag nicht bald bezahlt, zwingt den Rechnungsführer, Nachnahme zu erheben, eine zeitraubende, umständliche und für beide Teile ungemütliche Sache. Wir wiederholen also: 5 Fr. ohne und 7 Fr. mit „Muttersprache" an die Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Küsnacht bei Zürich, Postscheckrechnung VIII 390. Mitglieder des Zweigvereins Bern zahlen an den „Verein für deutsche Sprache", Bern III 3814 und zwar je 2 Fr. mehr, Mitglieder des Zweigvereins Basel an die „Gesellschaft für deutsche Sprache", Basel V 8385, je 1 Fr. mehr.

Der Ausschuß

Zu Goethes hundertstem Todestag.

„Auch das noch? Nach den vielen Goethefeiern, Goethefeierberichten, Goethebüchern, Goethebücherbesprechungen, Goetheaufsätzen, nach so viel Goethe von den höchsten Schulen und vornehmsten Lesezirkeln bis zum Aufsatz unterm Strich im genossenschaftlichen Volksblatt ... nun ein paar Wochen hinterdrein noch einmal Goethe?"

Ja, auch das noch! Die Erscheinungsweise unseres Blattes bringt es mit sich, daß wir erst heute damit kommen können, und vorbeigehen kann ein deutsch-schweizerischer Sprach-Verein nicht am Gedenktag eines Mannes, der als deutscher Dichter auch der Schweiz und dem die Schweiz selber so viel bedeutete und der ein so gewaltiger Sprachmeister war.

Gewiß war an diesem Goethewesen der letzten Wochen nicht alles echt; aber daß es auch in der deutschen Schweiz zu einem solchen „Goethebetrieb" kommen konnte, beweist wenigstens eines: die geistige (und z. T. ungeistige) Verbundenheit des deutschen Teils unseres Vaterlandes mit dem Vaterlande Goethes. Freilich, auch das „Genfer Journal" hat eine erste Seite Goethe gewidmet, und in Paris und Rom ist er gefeiert worden, aber das sind doch nur vereinzelte Punkte im Vergleich zu dem breiten Felde, auf dem bei uns in irgend einer Weise Goethes gedacht wurde. Und es freut einen doch, wenn man z. B. auf der rechtsufrigen Zürichseebahn im Wagen 3. Klasse eine einfache Frau aus einer alten Ausgabe „Hermann und Dorothea" lesen sieht, oder wenn man bemerkt, daß eine Frau aus dem Volk irgendwo im Toggenburg kürzlich mit offenbarem Verständnis in Goethes Gesprächen mit Eckermann gelesen hat.

Es kann nicht unsere Sache sein, den Menschen und Dichter Goethe nochmals aufleben zu lassen. Auch über sein Verhältnis zu Natur und Menschen der Schweiz ist in diesen Gedenktagen viel gesagt worden (ungemein gründlich in Bohnenblusts „Goethe und die Schweiz"). Dieses Verhältnis ist nicht immer gleich freundlich gewesen; wir wollen aber doch die schöne Briefstelle wiederholen, die der Dichter nach seiner ersten Schweizerreise (1775) schrieb: „Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne wie die Schweiz ist. Nun geh mir's wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort". Er hat „die liebe heilige Schweiz deutscher Nation" zum letzten Mal (1797) kurz vor ihrem Zusammenbruch gesehen; er hat „die armen Berner" nach ihrer Niederlage von 1798 bedauert, aber um das weitere staatliche Schicksal der Schweiz hat er sich nicht mehr stark gekümmert, — in ihrer Dichtung, Musik, bildenden Kunst, ihrer Wissenschaft und Erziehung hat er immer „den Puls der Schicksalsgemeinschaft" verspürt, wie Bohnenblust sagt. Namen wie Lavater und Heinrich Meyer sind aus seinem Leben nicht wegzudenken, und eine Menge schwächerer persönlicher Beziehungen bilden zusammen doch auch noch ein starkes Band, handle es sich um den Schaffhauser Trippel, der ihn in Marmor gemeißelt, oder um den jungen St. Galler Theologen Schmied, der auf der Reise nach Berlin den achzigjährigen Dichter des „Faust" in Weimar besuchte und seine Eindrücke von diesem Werke so aussprach, daß dem Gastgeber die hellen Tränen ins Auge traten. Natürlich führten die meisten dieser Fäden in die deutsche Schweiz, einige aber auch in die welsche, besonders in spätern Jahren. Was Goethe für das Geistesleben der deutschen Schweiz bedeutet, dafür dürfen wir den grünen Heinrich als Sinnbild nehmen. Ein deutscher Schreinergeselle, der in Mutters Stube etwas zu tun gehabt, sagte beiläufig: „Der große Goethe ist gestorben"; seither fühlte der dreizehnjährige Heinrich bei dem Namen etwas „Dämonisch-Göttliches", und als ihm ein Trödler eine Goetheausgabe zum

Kaufe anbot und für einige Zeit überließ, da verschlang er in den nächsten vierzig Tagen fast alle die fünfzig Bändchen. Da er sich aber die Ausgabe nicht leisten konnte, mußte er den Schatz wieder hergeben, und „es war, als ob eine Schar glänzender und singender Geister die Stube verließen, so daß diese auf einmal still und leer schien".

Aber an dieser Stelle, im Sprachvereinsblatt, ist uns Goethe vor allem der große Sprachmeister, der das Höchste und Tiefste in unserer deutschen Muttersprache auszudrücken verstanden hat wie keiner zuvor, der unsere Muttersprache zum vollkommenen Geisteswerkzeug gemacht, soweit ein menschlich Werk vollkommen sein kann. Wenn wir bedenken, daß noch vor gut hundert Jahren der Schaffhauser Johannes von Müller vor der Preußischen Akademie seine Rede über Friedrich den Großen französisch hielt, daß noch im 18. Jahrhundert der Zürcher Bodmer dem Appenzeller Zellweger nach Trogen französische Briefe schrieb und umgekehrt (derartiges wäre doch heute undenkbar), so ahnen wir, welchen gewaltigen Aufschwung das Ansehen der deutschen Sprache zuerst im eigenen Volke nehmen mußte, und daß es ihn genommen, ist zum großen Teil Goethes Verdienst. Aber auch die heutige Weltgeltung deutscher Sprache und deutschen Geisteslebens verdanken wir zum schönen Teil ihm, und wir Schweizer deutscher Zunge zehren auch davon.

Die Märznummer der Zeitschrift „Muttersprache" hat sich im wesentlichen damit begnügt, den Sprachmeister Goethe als Sprechmeister, als Meister der gesprochenen Sprache darzustellen, und im übrigen auf zwei Arbeiten hinzuweisen, die vor über zwanzig Jahren aus einem Preisausschreiben des Deutschen Sprachvereins über die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache hervorgegangen waren (von Rausch und Seiler). Aber wer hat die zur Hand und im Kopf?

Man kann auch in sprachlichen Dingen mit Sprüchen Goethes einander lebhaft ... widersprechen. Einmal hat er sich einen unglücklichen Dichter genannt weil ihm beschieden sei, in deutscher Sprache, „dem schlechtesten Stoff, Leben und Kunst zu verderben", und ein andermal das Deutsche ein unüberwindliches Hindernis dichterischen Ausdrucks erklärt. Aber das waren Stimmungen. Gerade ein Dichter wird die Unvollkommenheit jeder menschlichen Sprache am ehesten fühlen und den Vorwurf der Unvollkommenheit am ehesten seiner Muttersprache machen, zumal wenn er sich, wie Goethe damals in Venedig, gerade in fremdem Lande mit besonders wohllautender Sprache befindet. Wir fühlen doch Goethes ureigenste Stimme heraus, wenn Faust das Johannesevangelium aufschlägt

„Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen".

Französisch hatte er schon als Knabe geläufig lesen und sprechen gelernt; das französische und anderes fremdsprachiges Schrifttum hat er als Weltbürger und Weltliteraturbürger aufmerksam verfolgt; mit Frau von Stein wechselte er französische Briefe, denn Französisch war damals noch „deutsche" Hof- und Gesellschaftssprache; aber eines Tages schreibt er: «Il m'est presque impossible de poursuivre ce jeu», und gibt es dann bald ganz auf. Er sieht auch einen französischen Brief von ihrer Hand zunächst darauf an, ob er nicht wenigstens ein Wort der teuren Muttersprache enthalte. Damals mag er auch schon niedergeschrieben haben: „Soll ich französisch reden? eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen wie man will?" Im „West-östlichen Divan" wünscht der Dichter, einmal im Paradiese mit allen Freunden deutsch sprechen zu dürfen.

Als Künstler war er freilich empfindlich gegen alle Sprachschulmeisterei, und als ihm in den von Campe herausgegebenen „Beyträgen zur weiteren Ausbildung der deutschen Sprache" ein Mitarbeiter das Wort „tiefgeheimnisvoll" als Fehler anstrich, weil man weder „Tiefgeheimnis" noch „tiefvoll" sagen könne, und ihm aus „Iphigenie" die Stelle „mein blutend Herz" (statt „blutendes") zum Vorwurf machte, als auch Wieland und Herder auf ähnlich geistreiche Weise behandelt wurden, da wandte sich Goethes und Schillers Grimm begreiflicherweise gegen Campe selbst, und es entstanden jene boshaften „Xenien", die die Gegner der Sprachreinigung immer gern anführen, so jenes, wo Goethe den „Puristen" höhnisch fragt, wie er „Pedant" verdeutsche. Campe hat übrigens in seinem Verdeutschungsbuche für Pedant „Schulfuchs" eingesetzt, was in vielen Fällen die Sache sehr gut trifft, und Goethe selbst hat einen pedantischen Menschen einen „peinlichen" genannt und für Pedanterie „Kleinelei" und „Kleinkrämerei" gebraucht. Campe konnte Goethe auch antworten, daß der Verfasser des „Wilhelm Meister" selber viel kühnere Neubildungen und Wiederbelebungen alter Wörter gewagt habe, wie Strengling für Rigorist, Selbstigkeit für Egoismus, Gespannen für Kameraden. Eine reiche Sammlung von Beispielen dafür, daß Goethe trotz gelegentlichen Aeußerungen des Unmutes über einzelne Ungeschicklichkeiten der damaligen Sprachreiniger grundsätzlich und tatsächlich ein eifriger „Purist" gewesen, hat Eduard Engel geliefert. Er wendet Goethes Wort: „Die größten Menschen hängen mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen" auf Goethes Stellung zur Fremdwörterei seiner Zeit an. Für die Buchausgabe des „Götz" ersetzte der Verfasser einige Fremdwörter der ursprünglichen Fassung, wie Kommission durch Auftrag, Rebellion durch Aufruhr u. a. Je höher die Dichtung, desto seltener sind natürlich die Fremdwörter. Im „Tasso" steht fast keins, in der „Iphigenie" gar keins; so hat Engel festgestellt. „Goethe schalt auf die Puristen und ... lernte von ihnen" (Engel). Er spottete über Campe, aber er kaufte für einen Dukaten sein Wörterbuch und sagte: „Ich bin bemüht, soviel daraus zu lernen, als dieses Goldstück wert ist". Campe konnte ihm solche Anleihen dann reichlich nachweisen: überspringend für alternierend, gegenständlich (von Goethe geradezu bewundert!) für objektiv, Süßzettelchen für Billet-doux, Pflanzenkunde für Botanik, Geschwindschreiber für Stenograph, Einhelfer für Souffleur, Zweigesang für Duett u. v. a. Er braucht auch Urbild für Original, Rechtshandel für Prozeß, Ausübung für Praxis usw.; er tadelt aufs schärfste Komposition für künstlerische Leistungen: „Ein ganz niederträchtiges Wort, das wir den Franzosen verdanken und das wir so bald als möglich wieder loszuwerden suchen sollten. Wie kann man sagen, Mozart habe Don Juan komponiert? Als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt." Seinem Schreiber Riemer überließ er es vertrauensvoll, Fremdwörter aus der Handschrift von „Dichtung und Wahrheit" durch deutsche zu ersetzen.

Wer Goethe als Zeugen gegen die Sprachreinigung anführt, dem darf man ruhig sagen, er kenne ihn nicht. Freilich hat er sich zwischen hinein auch immer wieder unmutig geäußert über Uebertreibungen und Ungeschicklichkeiten einiger Mitarbeiter der Sprachreinigung, die um die Jahrhundertwende wieder in Gang gekommen war

und nicht immer mit unserm Grundsatze des besonnenen Maßhaltens betrieben wurde. Da hatte 1812 Hinrich Wolke, der die Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache leitete, einen „Anleit (!) zur deutschen (!) Gesamtsprache" herausgegeben, wo er die Deutschen zum Erkennen von mindestens 20000 Sprachfehlern anregen und ihnen ein Mittel an die Hand geben wollte, die zahllosen Schreibfehler zu vermeiden, die ihnen jährlich 10000 Jahre Arbeit oder 5 Millionen Unkosten verursachten! Goethe konnte wohl einmal sagen: „Ich verfluche allen negativen Purismus", — aber selber ist er ein sehr tätiger „positiver Purist" gewesen.

Gegen Uebertreibungen der Sprachreinigung ... und welche gute Sache kann nicht übertrieben werden und wird nicht übertrieben? ... war auch ein Aufsatz des Luzerners Karl Ruckstuhl (1788—1831) gerichtet, der in Heidelberg studiert hatte und 1815 seine Lehrstelle an der aargauischen Kantonsschule verließ, um als Freiwilliger im preußischen Heere mitzukämpfen. Er sei also, sagt Goethe in einem ihm zustimmenden Aufsatze, „nicht etwa ein Undeutscher, ein Entfremdeter, sondern echt und brav". Im selben Aufsatz über „Deutsche Sprache" erklärt Goethe, daß „jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache, ohne irgend eine fremde Beihilfe, hinreichend gewinnen" könne; das gelte besonders für den Mittelstand. Natürlich kann auch für Angehörige des Mittelstandes, zumal in der Nähe der Sprachgrenze und in einem verkehrsreichen Lande wie dem unsern, der Besitz einer Fremdsprache zum praktischen Bedürfnis werden, aber daß Fremdsprachen zur geistigen und eigentlichen Bildung gehören, war offenbar nicht seine Meinung. Im selben Sinne sagte Goethe auch einmal in Anlehnung an ein überliefertes Wort:

„Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht ..."

Das Wort ist also nicht etwa spöttisch gemeint, wie es auch schon aufgefaßt worden ist, für ein fremdwörtelndes Gelehrtendeutsch.

Wir sind nicht nur ein deutschschweizerischer, wir sind auch noch ein schweizerdeutscher Sprachverein und wollen als solcher gerne feststellen, daß Goethe sogar ein „Schweizerlied" („Uf'm Bergli bin i gesässe ...") dichten zu können geglaubt hat. Er hat es ja gut gemeint, aber die Mittelwörter gesässe, gesunge, gesprunge, gebaut, zugeschaut usw. und die Vergangenheitsform „i lugt" sind etwas mißliches Schweizerdeutsch. Unser Wort heimelig scheint er gekannt und verstanden zu haben, denn in diesem und nicht im gewöhnlichen Sinne braucht er „heimlich", wenn er vom Uebergang über den Col de Balme erzählt, es sei ihm und dem Großherzog im Tale drunten „heimlich und wohl" geworden.

Zurück zum Dichter! Auf der dritten Schweizerreise faßte Goethe den Plan, unsern Tell als gewaltigen Lastträger in einem Heldengedicht zu besingen. Konrad Ferdinand Meyer konnte dann in seinem Gedicht „Schutzgeister" erzählen, die Stimme Goethes habe ihm auf einer Wanderung am Vierwaldstättersee zugeraunt, wie er einst hier die Tellsage gefunden und sie dann in Schillers edle Hände gelegt, und der Gedanke beglückt den Schweizer:

Leben wird mein Volk und dauern
Zwischen seinen Felsenmauern,
Wenn die Dioskuren gerne
Segnend ihm zu Haupte stehn.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

„Wahlvorschlag eines Ehrenmitgliedes." (S. „Mitt." 1932, Nr. 1/2.)

Auf die Frage unsres Schriftleiters: „Was ist da nicht in Ordnung?" werden die Leser längst die Antwort gegeben haben: es sollte heißen: „Vorschlag für die Wahl eines Ehrenmitgliedes"; grammatisch ausgedrückt: die genitivische Beifügung gehört nur zum ersten Teil des zusammengesetzten Wortes. Wie ist aber die fehlerhafte Ausdrucksweise möglich geworden? Ein Genitiv bei dem Wort „Vorschlag" kann sowohl ein Subjektsgenitiv als auch ein Objektsgenitiv sein. Das erste ist er in dem Satz: „Der Vorschlag des Vorsitzenden wurde angenommen" (der Vorsitzende hat vorgeschlagen), das andere in: „Der Vorschlag einer Neuwahl wurde angenommen" (jemand hat eine Neuwahl vorgeschlagen). So kann auch der Ausdruck „der Vorschlag eines Ehrenmitgliedes" als Objektsgenitiv verstanden werden. Allein das Nächstliegende ist die Auffassung als Subjektsgenitiv, und da eine Verwechslung von Subjekt und Objekt eines Tuns besonders unangenehm ist, sollten wir solche Möglichkeiten des Mißverständnisses vermeiden. Und wir tun es auch in vielen Fällen; wir unterscheiden z. B. richtig „die Frage des Vorsitzenden" (die Frage, die er stellt) von der „Frage an den Vorsitzenden" oder der „Befragung des Vorsitzenden". Dagegen ist uns „die Wahl eines Ehrenmitgliedes" im Sinn eines Objektsgenitivs ganz geläufig. Wenn wir also hören oder lesen „Wahlvorschlag eines Ehrenmitgliedes", so verbinden wir unwillkürlich „eines Ehrenmitgliedes" mit „Wahl", während es grammatisch mit „Wahlvorschlag" verbunden werden muß.

In andern Fällen ähnlicher Art ist der Fehler deutlicher: ein Arzt überschreibt einen Aufsatz „Wiederbelebungsversuche Ertrunkener". Das kann man grammatisch nur als „Versuche Ertrunkener" auffassen und dies wiederum sachlich nur als „Versuche, die von Ertrunkenen unternommen werden", was die Sache auf den Kopf stellt. (Aber „der Versuch einer Annäherung" enthält einen Objektsgenitiv; also — grob gesagt — wenn der Genitiv bei „Versuch" eine Person ist, wird er als Subjekt, wenn er eine „Sache" ist, als Objekt aufgefaßt!) Nun möge der Leser die weiteren Beispiele selber entsprechend durchprüfen; sie stammen alle aus der Gegenwart und haben die verschiedensten Urheber, vom bescheidensten Zeitungsschreiber bis zum — Professor der Sprachwissenschaft.

Der Lösungsversuch der Judenfrage, beim Verwirklichungsversuch seines Ideals, zu den Hebungsversuchen der „Lusitania", Lebensbeschreibungen berühmter Männer (Verdeutschung von: Biographien ber. M.!), zur Maturitätsfrage der Aerzte, der Ruhetag von gewohnter Arbeit, das Benützungsrecht der Bibliothek, Leichenfund eines Heimatlosen, Verlegungsabsicht der Altenburger Ingenieurschule (die Schule hat nicht die Verlegungsabsicht, sondern wehrt sich dagegen!), Elternversammlung der katholischen Schüler und Schülerinnen (!), die Platzfrage des Universitätsneubaues (dazu die Ueberschrift: die Platzfrage für die neue Universität!), Beurteilungslehre des Pferdes (habe ich an zwei Universitäten im Vorlesungsverzeichnis gefunden; die Wendung scheint also ein Fachausdruck zu sein! Es handelt sich aber nicht etwa um Kralls rechnendes Pferd!), die Ursprungsfrage der Sprache.

Diese Beispiele, so sehr sie unter sich abgestuft sind, stellen doch eine besondere Form grammatischer Fehler dar: die mehr oder weniger falsche Beziehung einer Genitivbeifügung auf einen Zusammensetzungsteil (und zwar den untergeordneten!) statt auf die ganze Zusammensetzung. Diese Fehlerart steht aber nicht allein: auch die übrigen Arten von Beifügungen werden oft fehlerhaft auf Zusammensetzungsteile bezogen. Zunächst Beispiele für falsch bezogene umschreibende (präpositionale) Beifügungen. Als Muster diene: „die Karteninhaber für die